

A black and white portrait of Gerda Lerner, a woman with dark, wavy hair, looking slightly to the right. A pink, stylized floral graphic is overlaid on the left side of the image, partially obscuring her face and hair. The publisher's name 'Czernin' is in the top left corner.

Czernin

Gerda Lerner

Feuerkraut

Eine politische Autobiografie

Gerda Lerner

FEUERKRAUT

Eine politische Autobiografie

Übersetzung aus dem Amerikanischen von
Andrea Holzmann-Jenkins und Gerda Lerner



Gerda Lerner

FEUERKRAUT

Eine politische Autobiografie

Übersetzung aus dem Amerikanischen von
Andrea Holzmann-Jenkins und Gerda Lerner

Czernin Verlag, Wien

Hergestellt mit Unterstützung von Wien Kultur, des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus und des Vereins der Freunde des Jüdischen Museums

In Zusammenarbeit mit dem Renner-Institut



Lerner, Gerda: Feuerkraut, Eine politische Autobiografie / Gerda Lerner
Wien: Czernin Verlag 2012
ISBN: 978-3-7076-0423-8

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel *Fireweed. A Political Autobiography* bei Temple University Press.

© 2012 Czernin Verlags GmbH, Wien
Umschlaggestaltung: sensomatic
Lektorat: Eva Steffen
Produktion: www.nakadake.at
ISBN E-book: 978-3-7076-0423-8
ISBN Print (2009): 978-3-7076-0290-6

Alle Rechte vorbehalten, auch das der auszugsweisen Wiedergabe
in Print- oder elektronischen Medien

*In Erinnerung an meine Eltern
Ilona (Ili) (1897-1948) und Robert Kronstein (1888-1953)*

*Dieses Buch ist jenen gewidmet, die in dunklen Zeiten
Anstand bewahrten,
sich gegen Gleichschaltung wehrten
und niemals ihre Hoffnung auf die Kraft der Demokratie
verloren.*

1. (*Epilobium angustifolium*) Ein Rohbodenpionier, allgegenwärtig auf beschädigter Erde, am Straßenrand und nach der Brandrodung von Wäldern.

A.E. Porsild, *Rocky Mountain Wildflowers of Canada* (1979)

2. Der allgemein gebräuchliche Name bezieht sich auf das schnelle Wachstum des Feuerkrauts auf Bodenflächen, die durch Feuer verwüstet sind, auf diese Staudenpflanze mit tief rosafarbenen Blüten, hell leuchtend auf der schwarz verbrannten Erde. Während des Zweiten Weltkriegs überwuchs diese Pflanze große Gebiete in London, die zerbombt oder ausgebrannt waren.

John E. Klimas and James A. Cunningham, *Wildflowers of Eastern America* (1974)

3. Aufgrund ihrer Eigenschaft als Pionierpflanze vermehrte sich die Art stark auf den durch Luftangriffe und Bodenkämpfe des Zweiten Weltkriegs entstandenen städtischen Schutt- und Trümmerflächen. Die Pflanze erhielt den volkstümlichen Namen „Trümmerblume“.

http://de.wikipedia.org/wiki/Epilobium_angustifolium (5.3.2009)

4. Nach einer Legende der amerikanischen Ureinwohner ist jedes Feuerkrautpflänzchen die Seele eines Baums, der einem Waldbrand zum Opfer gefallen ist.

Anmerkung zur Verwendung dieses Buches

Um die Privatsphäre beteiligter Personen zu schützen, habe ich für dieses Buch Namen verändert und in einigen Fällen nur Vornamen verwendet.

Alles in dieser Geschichte ist wahr, niedergeschrieben nach bestem Wissen und nach meiner Erinnerung. Erinnerung ist bekanntlich subjektiv und fehlbar. Ich habe versucht, mein Gedächtnis mit ein wenig Geschichtsforschung und mit schriftlichen Zeugnissen zu unterstützen. Ich habe auch versucht, immer anzugeben, wo ich mich allein auf mein Gedächtnis berufe und wo ich die Vergangenheit aus einem weiteren Blickwinkel deute.

In den Briefen, die vor langer Zeit geschrieben wurden, habe ich die ursprüngliche Rechtschreibung und Grammatik beibehalten.

EINLEITUNG

Wenn ich daran denke, über mein Leben zu schreiben, hat das mit Ordnen zu tun, mit Formgebung, auch wenn ich mir der Schwierigkeiten und Einschränkungen eines solchen Unternehmens völlig bewusst bin. Als Geschichtswissenschaftlerin, die über das Leben anderer forscht, beginnt man mit der Suche nach Dokumenten, den förmlichen Zeugen des persönlichen Lebens. Dokumente sind vorhanden und bescheinigen ihre eigene Existenz. Doch alles Übrige ist eine Auswahl, es ist der Fleckerlteppich des Lebens, den eine Person hinterlassen hat, etwas, das zufällig oder absichtlich vor dem täglichen Verfall gerettet wurde. Es sind die Briefe, die man nicht verbrannt hat, die Ideen, die nicht verworfen wurden, die Fotos, die man nicht verschenkt hat oder in einem feuchten Keller vermodern ließ. Die Historikerin beginnt mit diesen Dingen, und die Versuchung ist groß, sie für das Leben selbst zu halten, ihnen Bedeutung zuzuschreiben, nur weil sie nicht verloren gegangen sind.

Schreibt man über das eigene Leben einfach um das Durcheinander zu entwirren, um Einzelheiten wahrzunehmen bis ein Muster erkennbar wird – oder um Bedeutung zu finden? Eine Bedeutung, die über das Ereignis des eigenen Lebens hinausgeht, die sich anderen Menschen erschließt, sodass man nicht nur feststellt, dies und jenes ist mir passiert, sondern, dies ist die Bedeutung dessen, was mir widerfahren ist? Ein fragwürdiges

Unternehmen, zweifellos, denn es ist etwas, das mit dem eigenen Leben zu Ende geht, unvermeidlich subjektiv und durch die eigenen Vorurteile beeinflusst. Man hört nicht auf, die Vergangenheit im Licht gegenwärtiger Einsichten umzugestalten, und daher ist das, was man niederschreibt, keine Sammlung von Tatsachen, sondern eine Geschichte. Ein erklärender Mythos im schlimmsten Fall, eine unterhaltsame Erzählung im besten.

Es muss kein unehrenhaftes Unterfangen sein; man kann bei der Suche nach der Wahrheit bleiben ohne die Illusion, sie auch finden zu können. Man kann mit unterschiedlichen (Kunst-) Formen experimentieren – in der Hoffnung, dass man die richtige erkennt, wenn sie erscheint. Ich würde gerne die Geschichten erzählen und dabei das Muster erkennen, das aus der Vergangenheit in die Zukunft reicht.

Es gibt noch einen anderen Grund, es zu tun: unsere Verbindung mit den Toten und unsere Verantwortung ihnen gegenüber. Während wir leben und älter werden, bleiben die Toten für immer jung. Niemand hat sie älter gekannt als sie zu dem Zeitpunkt ihres Todes waren, und wir, die wir altern, scheinen uns dadurch immer weiter von ihnen zu entfernen. Doch ihre Unsterblichkeit ist in uns – solange es Menschen gibt, die sich an die Toten erinnern, so lange leben die Toten fort. Das ist ein hoffnungsvoller Gedanke, wesentlich für die Idee der Auferstehung. Denn die Toten leben nicht unverändert weiter; sie bleiben lebendig und verändern sich, weil sich das Gedächtnis der Lebenden, in dem sie fortleben, auch verändert. Die Lebenden entscheiden, woran sie sich erinnern, und sie suchen sich das aus, was für sie in der Beziehung mit den Toten von Bedeutung war. Wenn sich die Lebenden verändern, verändert sich ihre Erinnerung an die Toten mit – das ist natürlich, und das ist gut. Es ist ähnlich dem Prozess der

Neuinterpretation historischer Ereignisse aus der Sicht der heute Lebenden. Es folgt dem Beispiel einiger primitiver Stämme, die, wenn sie woanders hinziehen, die Gebeine ihrer Vorfahren mit sich nehmen.

In dem Moment ihrer Umwandlung nehmen wir die Toten in uns auf; sie werden Teil von uns, den Lebenden, auf eine Art, wie sie es niemals waren, solange sie lebten. Nun besitzen wir sie als den Stoff, aus dem wir unser eigenes Leben gestalten, genauso wie sich der Schwamm das morsche Holz des Baumes aneignet, aus dem heraus er immer weiter wächst. Die Toten haben uns verlassen und haben in uns Platz genommen, wo sie sich verwandeln und unsterblich werden. Nun, so unsterblich, wie wir selbst sind, nicht mehr und nicht weniger. Wir gewähren ihnen den zusätzlichen Raum unserer Lebenszeit, und vielleicht können wir sie an die nächste Generation weitergeben, wenn diese sich an uns erinnert. Die Vergangenheit in uns aufnehmen heißt, sie anzunehmen. So findet man das Gleichgewicht, und vielleicht sogar die innere Ruhe.

Ich habe mich entschlossen, eine Teilbiografie zu schreiben, die 1958 endet, zu der Zeit, als mein Leben als Historikerin begann. Der neue Abschnitt meines Lebens fing mit dem Besuch einiger Vorlesungen an der *New School of Social Research* an und setzte sich mit dem Erlangen eines ersten akademischen Grades an der *New School*, und ab 1963 mit weiterführenden Studien an der *Columbia University* fort, die ich 1966 mit dem Master of Art und dem Doktorat abschloss. Seit 1963 habe ich immer als Historikerin gearbeitet. Mein Spezialgebiet, Frauengeschichte, hat es als eigenes Forschungsfeld noch nicht gegeben, als ich meine Karriere begann. Ich habe als Außenseiterin angefangen, hatte viel zu kämpfen, und habe es in fast vierzig Jahren ständigen Bemühens geschafft,

wesentlich zur Veränderung der traditionellen Geschichtswissenschaft beizutragen. Meine Karriere hat mir eine lohnende Tätigkeit, berufliche Anerkennung, Beifall und viele öffentliche Ehren beschert. Alle Bücher, die ich in dieser Zeit geschrieben habe, wurden sofort veröffentlicht und haben eine breite Leserschaft gefunden. Heute wird Frauengeschichte an den meisten akademischen Einrichtungen dieses Landes unterrichtet und ist international als Forschungsfeld anerkannt. Ich schätze mich glücklich, in führender Rolle an einer intellektuellen Revolution teilgehabt zu haben, die den Frauen ihre Geschichte wiedergab und sie vom Rand in die Mitte des intellektuellen Diskurses rückte.

In den vergangenen Jahrzehnten bin ich oft über mein Leben und meine Entwicklung als Historikerin befragt worden. Ich bin dazu gedrängt worden, die Geschichte meiner „glanzvollen Karriere“ aufzuschreiben. Doch ich habe mich entschlossen, jetzt nicht das Ende der Geschichte zu erzählen, sondern deren Anfänge. Meine akademische Karriere ist ein offenes Buch. Aber während der Jahre meiner akademischen Erfolge habe ich lange über meine politische Vergangenheit geschwiegen. Ein solches Schweigen, für das es viele gute Gründe geben mochte, verfälscht die Wahrheit. Nun möchte ich meine Lebensgeschichte dokumentarisch in Ordnung bringen. Deshalb habe ich eine *politische Teilbiografie* geschrieben – um die Wege, die ich gegangen bin, zu beschreiben, und die Welt, in der ich gelebt habe, und die Entscheidungen, die ich in dieser Welt getroffen habe. Die Studentinnen und Studenten, die ich unterrichtet habe, die Zuhörerinnen und Zuhörer, die mir nach meinen Vorlesungen applaudiert haben, die Leserinnen und Leser, die meine Bücher mögen, sie alle haben ein Recht darauf zu erfahren, wie ich zu der

Person wurde, die sie kennen und schätzen. Ich will mein Leben nicht in Verheimlichung meines Werdeganges beenden.

Das Streben nach einem ehrlichen und bewussten Leben ist seit meiner Jugend in mir. Das Schreiben dieses Buches ist ein Teil davon. Aber hauptsächlich muss ich es, ungeachtet der Folgen, die es haben könnte, tun, weil ich eine kreative Schriftstellerin bin. Ich schreibe um herauszufinden, was ich weiß. Ich schreibe, um Ordnung in das Chaos zu bringen. Und dann muss ich loslassen und das Werk seinen Weg gehen lassen, was immer dann noch geschehen möge.

Vor langer Zeit, an einem späten Winterabend in New York, gingen mein Mann Carl und ich von einer Abendgesellschaft weg. Auf den eisigen Stufen des Wohnhauses rutschte ich aus und fiel auf den Rücken. Menschen eilten mir zu Hilfe, doch trotz des durchdringenden Schmerzes, der in mein Gehirn schoss, fühlte ich meine Zehen und sagte: „Mein Rückgrat ist nicht gebrochen; ich kann meine Zehen spüren.“

„Du wirst noch dein eigenes Begräbnis beschreiben“, sagte Carl spottend, während er mir auf die Beine half. Er hatte ganz Recht. Ungefähr so etwas werde ich wahrscheinlich tun.

ANFÄNGE

WENN ICH AUF MEIN LEBEN ZURÜCKBLICKE, dann sind Bruchstellen, Sprünge, Risse das Erste, was mir in den Sinn kommt. Zu viele davon gab es – Zerstörung, Verlust, dann Neubeginn, immer wieder. In jedem Leben gibt es Verluste. Vielleicht habe ich die meinen allzu lange ernst genommen, und mit einer Schwere belegt, die angesichts dessen, was tatsächlich geschehen ist, nicht angebracht war. Ich habe die Verluste immer vor einem Hintergrund erlitten, der von früher Kindheit an von Unsicherheit gegenüber menschlichen Beziehungen, und von der Erwartung, verraten, verlassen und mit dem Entzug von Zuwendung konfrontiert zu werden, geprägt war. Diese Prägung ist mir mein Leben lang erhalten geblieben. Es scheint mir deshalb richtig, meine Geschichte hiermit anzufangen.

Ich wuchs in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts in einem behaglichen Wiener Bürgerhaushalt auf. Nach den Erzählungen meiner Großmutter waren die allerersten Erfahrungen meines Lebens ziemlich verheerend. Als ich geboren wurde, kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges, litt Wien an ernsthafter Lebensmittelknappheit. Meine Mutter konnte mich nicht stillen. Ob dies auf ihre eigene Mangelerkrankung zurückzuführen war, oder andere Gründe hatte, weiß ich nicht, doch man hat mir erzählt, dass sie nicht aufhören wollte, es zu versuchen. Ihr erstes Kind zu stillen bedeutete viel für sie, und in ihrer Unerfahrenheit und gleichzeitigen Sturheit weigerte sie

sich zu erkennen, dass ihr Kind knapp daran war, an Austrocknung und Hunger zu sterben. Die Familienlegende berichtet, dass es meine Großmutter war, die mich rettete, indem sie schließlich darauf bestand, mich einer Amme zu übergeben, die mich ordentlich nähren konnte. Nach einer anderen Legende benützte mein Vater, der erst kürzlich aus der Kaiserlichen Österreichisch-Ungarischen Armee entlassen worden war, in der er als Sanitätsoffizier gedient hatte, den Mantel seiner Uniform, um die Milchflaschen zu bedecken, die er zu Schwarzmarktpreisen von den Bauern des Umlandes beschaffte, damit sein Baby Flaschenmilch bekam. Wahrscheinlich stürzten mich meine ersten Lebenswochen in ziemliche Verwirrung bezüglich der Verfügbarkeit von Nahrung und Liebe und hinsichtlich der Frage, wer eigentlich meine Nährmutter war: Mutter, Vater, Großmutter oder Amme.

Die Familiensaga und alte Fotos bestätigen, dass die folgenden fünf Jahre angenehm, gemütlich und sicher waren. Das kümmerliche Baby wuchs zu einem robusten Kind heran, das gut gekleidet und genährt war, und zu Spaziergängen in den Stadtpark oder in den ansehnlichen Hintergarten des Hauses, in dem wir wohnten, ausgeführt wurde.

Ich habe ein paar Erinnerungen an diese Zeit. Alles in allem erlebte ich sie als gute Jahre, in denen ich verwöhnt und gehätschelt wurde und viel Bestätigung erfuhr und mich im Zentrum meiner kleinen Welt befand. In Wirklichkeit waren dies Jahre, in denen die Ehe meiner Eltern einer ernsthaften Krise ausgesetzt war, die kurz nach meiner Geburt begonnen hatte.

Sie hatten aus Liebe geheiratet. Er war noch beim Militär gewesen, und sie war noch keine zwanzig. Sie stammte aus einer Kaufmannsfamilie in Budapest und war die Älteste

von drei Töchtern. Ihr Vater war ein grober Mensch, der sich aus eigener Kraft hochgearbeitet hatte. Zu der Zeit, als mein Vater auf der Bildfläche erschien, war er gerade in einer seiner erfolgreichen geschäftlichen Phasen. Es hatte auch andere Phasen gegeben; er war Bankrott gegangen und war aus der Stadt verschwunden, und überließ es seiner schüchternen Frau, sich mit den Gläubigern herumzuschlagen und zu warten, bis er die Familie ins Ausland nachkommen ließ. Sie hatten in Triest gelebt, und nun waren sie in ein relativ luxuriöses Leben nach Budapest zurückgekehrt. Als mein Vater, der junge Offizier, um die Hand meiner Mutter anhielt, wurde er vom alten Herrn nach seinen Einkommensverhältnissen befragt. Mein Vater erklärte ihm, er hoffe irgendwann eine Apotheke zu kaufen, doch bis es soweit war, würde er einen bezahlten Posten annehmen. Der alte Mann verspottete ihn: „Mit dem was du verdienst, solltest du wenigstens die Seidenstrümpfe meiner Tochter finanzieren können.“ Und er verweigerte seine Zustimmung zu der Heirat. Es war jedoch wahre Liebe. Sie verkroch sich in ihr Bett, stand nicht mehr auf und verweigerte das Essen, bis der alte Mann endlich nachgab und einwilligte. Er gab ihr eine reiche Mitgift, gebunden an einen eisenfesten Vertrag zu ihrem Vorteil, und richtete ihr eine schöne Hochzeitsfeier aus.

Ili (Ilona) und Robert begannen ihr gemeinsames Leben in Wien, wo er mithilfe der Aussteuer seiner Frau im eleganten 1. Bezirk eine Apotheke kaufte. Ili war glücklich; sie war ihrem Vater entkommen, und damit auch ihrem beschränkten und unbefriedigenden Leben. Als junges Mädchen hatte sie gemalt, doch ihr Vater hatte sie durch Spott und Geringschätzung entmutigt. Sie las begierig und wollte ein Leben führen, in dem Kunst und Literatur die

Hauptrolle spielten. Sie kümmerte sich als Freiwillige um arme Kinder, und sie hatte einen Begriff von der Emanzipation der Frau – sie dachte, dass sie irgendwann vielleicht selbst Lust haben würde zu arbeiten. Bis es soweit war, wollte sie einen eleganten Salon führen, wo sich begabte Leute zu hochstehender Konversation trafen.

Mein Vater kämpfte für den Erfolg seines Geschäfts, und es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er ihren sozialen und künstlerischen Ehrgeiz als Extravaganz empfand. Er fand, dass sie sich nach der Geburt des ersten Kindes in Häuslichkeit niederlassen und sich um die Familie kümmern sollte. Nach dem ersten Ehejahr teilte er Ili mit, dass sie nun in eine Wohnung im Haus seiner Mutter ziehen würden – ein Plan, von dem ihn kein Protest ihrerseits abbringen konnte. Er war seiner Mutter bis zum Äußersten ergeben. Er war der „Brave“ unter den drei verbliebenen Söhnen. (Einer war bei einem Bergunfall ums Leben gekommen, und man munkelte, es sei in Wirklichkeit Selbstmord gewesen.) Mein Vater betrachtete seine Mutter als das beste Beispiel einer guten Hausfrau, und er stattete ihr täglich einen Besuch ab. Er sah nicht ein, was an seinem Wohnarrangement nicht vorteilhaft und angenehm für alle sein sollte. Es wurde schließlich zu einer Katastrophe, von dem sich die Ehe nie wieder erholte.

Eine Anekdote, die mir meine Mutter erzählte, beleuchtet die Anfänge ihrer Konflikte mit ihrer Schwiegermutter. Anscheinend war meine Mutter eine begeisterte Leserin des Werks Henrik Ibsens gewesen. Noch im Wochenbett, das sie, wie es für Frauen ihres Standes damals üblich war, in einem Privatsanatorium verbrachte, verkündete sie meinem Vater, dass das Baby „Hedda“ heißen sollte, zu Ehren Hedda Gablers, einer von Ibsens literarischen Figuren. Er hielt ihr entgegen, dass so ein fremdländisch

klingender Name für ein Wiener Mädel unpassend sei und ihm lebenslänglich peinliche Situationen bescheren werde, worauf Mutter „Hedwig“ als Kompromiss vorschlug. Als mein Vater am nächsten Tag wieder ins Sanatorium kam, teilte er ihr mit, dass das Baby nicht „Hedwig“ heißen werde. Mama sei dagegen, erklärte er, sie habe eine Cousine dieses Namens, und diese sei eine ausgesprochen unangenehme Person, an die sie nicht erinnert werden wolle.

„Soll das heißen, ich darf für mein erstes Kind keinen Namen wählen, ohne Einmischung deiner Mutter?“ rief Ili.

„Es geht um ‚Zustimmung‘“, sagte er und versuchte sie zu beruhigen, „nicht um ‚Einmischung‘. Das ist aber bestimmt kein Grund, einen Familienstreit anzufangen.“

Sie stritten eine Weile, bis meine Mutter die Geduld verlor. „Wenn ich meinem Kind nicht den Namen geben darf, den ich will, dann soll der Zufall entscheiden“, rief sie. „Ich schlage jetzt diese Zeitschrift auf, und der erste Name, den ich sehe, der wird genommen.“

Sie öffnete das Journal, sah darin eine Tänzerin namens „Gerda“, und somit wurde ich zu einer Gerda mit Hedwig als Zweitnamen. Letzteren lehnte ich heftig ab, verwendete ihn niemals und ließ ihn so bald wie möglich ganz weg.

Die Beharrlichkeit meiner Mutter wird anhand der Tatsache ersichtlich, dass meine Schwester, die fünfeinhalb Jahre später geboren wurde, Nora genannt wurde, wiederum nach einer Ibsen-Figur, und diesmal offenbar ohne großen Widerspruch.

Fünf Jahre nach der Heirat meiner Eltern hatte meine Großmutter Wichtigeres auszufechten als nur die Kämpfe um die Namen ihrer Enkeltöchter. Sie war zur Überzeugung gelangt, dass meine Mutter nicht die richtige Frau für ihren Sohn war, und mehr noch, sie war in ihren

Augen untauglich als Mutter. Von der „Rettung des Babys vor dem Verhungern“ an war alles, was Großmutter tat, darauf gerichtet, dafür Sorge zu tragen, dass die Kinder ihres Sohnes eine „ordentliche“ Erziehung bekamen, die ihnen, davon war sie überzeugt, meine Mutter nicht bieten konnte oder wollte.

Großmutter's Maßstäbe waren von einer Kindheit in wirtschaftlicher Not und von strikter Disziplin geprägt. Sie war in Breslau geboren, einer Stadt in der heutigen Slowakei, die damals noch zum Deutschen Reich gehörte. Sie war die älteste Tochter einer Familie mit zwölf Kindern, zehn Buben und zwei Mädchen. Die Familie kämpfte um die Zugehörigkeit zur unteren Mittelschicht, und der ältesten Tochter waren viele Alltagspflichten auferlegt. Sie kochte, buk, nähte und flickte für den ganzen Nachwuchs. Während sie den Geschwisterschwarm im Zaum hielt, muss sie sich ihren Kommandoton angeeignet haben. Eine frühe Heirat brachte sie nach Wien, wo sie alsbald für einen Haushalt mit vier Söhnen, einer Adoptivtochter und den Lehrlingen ihres Mannes verantwortlich war, gerade so wie eine Kaufmannsfrau im Mittelalter. Der Vater meines Vaters war ein Weinhändler, dessen ausgedehnter Keller mit den Lagerhallen im Souterrain seines Hauses anfang und sich in Tunneln unter dem Garten fortsetzte. Sein Büro war auch Teil des Hauses, und es liegt die Vermutung nahe, dass sich Großmutter in derselben bestimmenden Weise in seine Angelegenheiten einmischte, in der sie die Ehefrauen und Kinder ihrer Söhne unter Kontrolle behielt. Großvater starb noch vor meiner Geburt, doch sein Bild als Mustergatte wurde von Großmutter durch einen Vorrat an ritualisierten Anekdoten ehrfürchtig aufrechterhalten, von denen ich schon früh vermutete, dass sie erfunden waren.

Wäre Großmutter ihrer schönen, jungen Schwiegertochter gegenüber gerecht gewesen, hätte sie erkannt, dass auch diese von einer deutschstämmigen Mutter aufgezogen worden war, deren kultureller Hintergrund dem ihren sehr ähnlich war. Die Mutter meiner Mutter kam aus Reichenberg, nunmehr in der Slowakei, und war in allen häuslichen Künsten bewandert, genauso, wie es sich für ein anständiges jüdisch-deutsches Mädchen geziemte. Aber Großmutter Goldie, die wir immer ohne ihre familiäre Anrede einfach „Goldie“ nannten, war eine scheue, sanfte Frau, die es stets allen um sie herum recht machen wollte. Wie die andere Großmutter war sie immer mit irgendeiner Handarbeit beschäftigt. Sie produzierte weit mehr Gestricktes, Gehäkeltes und fein Gesticktes, als nötig war, um die Haushalte ihrer drei Töchter auszustatten. Für meine Mutter war schon früh klar gewesen, dass für sie das häusliche Lebensmodell ihrer Mutter nicht in Frage kam. Sie hatte sich „ernsthafter“ Arbeit zugewandt – der Malerei, dem Schreiben, dem Bücherbinden und der Innenarchitektur, immer jedoch als unbezahlte Amateurin. Erstaunlich war, dass Großmutter offensichtlich keine Schwierigkeiten hatte zu akzeptieren, dass ihre anderen Schwiegertöchter berufstätig waren – eine war Opernsängerin, die andere Pharmazeutin. Beide waren als Mitglieder der Familie willkommen und kamen regelmäßig zu Besuch in Großmutters Wohnung. Nur meine Mutter war die Ausgestoßene, die Feindin. Ich vermute, dass Großmutters Streit mit meiner Mutter weniger auf bestimmte Tatsachen zurückzuführen war als eher darauf, dass zwei starke, sehr verschiedene Charaktere um Einfluss und Macht in der Familie kämpften.

Seit dem Vorfall bei meiner Namensgebung hatte meine Mutter der Großmutter, der älteren Person im Haushalt, nicht mehr die Ehrerbietung erwiesen, die diese sich erwartete, und das könnte die Sünde gewesen sein, die ihr niemals mehr vergeben wurde.

So wie ich meine Großmutter in Erinnerung habe, war sie eine Matriarchin, die ihre große Intelligenz und ihre Energie der Aufgabe widmete, den Haushalt zu beherrschen und die Familienmitglieder, die sich in ihrer Reichweite befanden, zu tyrannisieren. Sie ging wie selbstverständlich davon aus, dass sie jeden Kampf, auf den sie sich einließ, gewinnen würde. Auf ihre eigene Art tat meine Mutter das Gleiche, und so zog sich der Krieg zwischen diesen beiden Frauen über mehr als zwanzig Jahre hin. Keine von ihnen konnte gewinnen, aber aufgeben wollten sie auch nicht.

Wir zogen ins Haus meiner Großmutter als ich ein Baby war und blieben dort, bis wir Wien verlassen mussten. Es war der Ort, an dem ich meine ganze Kindheit verbrachte, ein dreistöckiges Wohnhaus in einer ruhigen Gegend, wo jedes Haus seinen eigenen großen Garten mit alten Bäumen hatte. Die beiden Wohnungen im Erdgeschoß waren vermietet. Meine Großmutter wohnte im ersten Stock, und wir im zweiten. Ein Hausmeister wohnte mit seiner Familie in einer winzigen Wohnung im Untergeschoß. Unsere Wohnung war, wie auch die meiner Großmutter, geräumig und schön, mit einem großen Wohnzimmer, das wir „Salon“ nannten, mit vier Fenstern zur Straße hin. Es gab ein großes förmliches Esszimmer, drei Schlafzimmer und zwei halb geschlossene Veranden. Eine davon diente uns als Frühstücksraum, die andere war an die Küche angeschlossen. Diese Veranden standen auf beiden Seiten im rechten Winkel zur Wohnung und waren

einander zugewandt. Da Großmutter's Veranda, auf der sie den größten Teil des Tages verbrachte, genau unter unserer Küchenveranda lag, konnte sie genau beobachten, was in unserer Wohnung vor sich ging. Alle unsere Besucher mussten an ihrer Tür vorbei um unsere Wohnung zu erreichen, und sie sah es als ihre Aufgabe an, jedes Detail unseres Lebens im Auge zu behalten. So war die Welt meiner frühen Kindheit begrenzt durch Räume, Balkone und den Garten, beschränkt durch die Auffassung der Kinderaufzucht, die der damaligen Kultur des deutschen Kleinbürgertums eigen war, und überschattet von ständigen Konflikten.

IN DEN „GUTEN JAHREN“, meinen ersten fünf Lebensjahren, gingen die tobenden häuslichen Kämpfe an mir vorbei, und ich sah die täglichen zeremoniellen Besuche bei meiner Großmutter als völlig natürlich an. Sie empfing Besucher normalerweise am Ende eines schweren, dunklen Tisches aus Walnussholz sitzend in ihrem Wohnzimmer, welches unter unserem Salon lag. Sie nähte mit der Hand, Weiß auf Weiß, mit unglaublich feinen Stichen, die mit dem freien Auge kaum sichtbar waren, und war stolz darauf, die Leintücher so zu flicken, dass niemand die Stiche ausnehmen konnte. So bescheiden und häuslich Großmutter's Tätigkeiten auch waren, war sie stets wie eine Dame gekleidet und trug goldene und diamantene Ringe an den knöchigen Händen, an denen die Venen hervorquollen. Mir, dem Kind, erschien sie wie eine Königin auf ihrem Thron, und ich näherte mich ihr mit einer Mischung aus Angst und Ehrfurcht. Es wurde von mir erwartet, dass ich knickte, wenn ich den Raum betrat, Großmutter auf die Wange küsste, mir Schulter oder Kopf tätscheln ließ, und jede ihrer Fragen prompt beantwortete. „Setz dich“, sagte Großmutter, „zapple nicht herum. Was hast du heute

vormittags gemacht? Was hast du zu Mittag gegessen? War deine Mutter beim Mittagessen zu Hause? Warst du ein folgsames Kind? Hast du deinen täglichen Spaziergang gemacht?“ Und so weiter.

Barmherzigerweise unterbrach Tante Emma meist diese Konversation und erinnerte Großmutter daran, dass das Kind wahrscheinlich Kekse und Milch wollte. Großmutter war eine gute Köchin und stolz auf ihre Gastfreundschaft. Aus „Keksen und Milch“ wurde meistens eine volle Mahlzeit, während deren Verzehr Tante Emma stets für angenehme Konversation sorgte. Tante Emma, die Adoptivtochter meiner Großmutter, war eine kleine und sehr liebe Frau. Sie widmete ihr Leben voll und ganz meiner Großmutter und blieb immer in ihrer Nähe. Später erfuhr ich, dass sie eine „alte Jungfer“ war, was ihre Rolle als unbezahlte Gefolgsfrau und ergebene Dienerin erklärte, die geduldig die Frustrationen und die schlechte Laune der alten Dame ertrug. Aber als Kind sah ich sie als die gute Fee aus einem Märchen, die pausbäckig, fröhlich und immer zu Späßen aufgelegt war. Sie war eine gutherzige Frau, die Kinder wie Kinder behandelte und nie etwas dafür verlangte, und die dadurch zu einem der wenigen verlässlichen Anker meiner Kindheit wurde. Es ist ihr zu verdanken, dass diese förmlichen und inquisitorischen Besuche bei meiner Großmutter erträglich, manchmal sogar angenehm waren. Mit dem dunklen Mobiliar, den schweren Samtvorhängen, dem ewigen Geruch nach Mottenkugeln und Essen, der Aura von Alter und Stickigkeit und einer Atmosphäre, in der Tadel gewissermaßen in der Luft hing, stand Großmutters Wohnung in scharfem Kontrast zur hellen, modern eingerichteten Wohnung, der Domäne meiner Mutter.

Früher oder später würde ich mich zwischen diesen beiden Welten entscheiden müssen.

Sehr frühe Erinnerungen betreffen den Umstand, dass ich ein schlimmes Kind war. Meine Gouvernante schlief mit mir im selben kleinen Zimmer. Das freundliche Licht, das der schwarze Eisenofen abgab, diente als Beleuchtung für meine abendliche Reinigung mit dem Badeschwamm in einem Becken mit warmem Wasser. Bis zum nächsten Morgen war der Ofen schwarz und kalt, und im Raum war es beinahe ebenso kalt wie draußen, und mein Vater war überzeugt davon, dass die Gesundheit davon abhing, dass man, Sommer wie Winter, bei offenem Fenster schlief. Zu der Zeit, in die meine Erinnerung zurückreicht, wartete ich nackt auf mein Fräulein, das in die Küche gegangen war, um mein Badebecken zu füllen. Während sie nicht im Raum war, tat ich etwas, von dem ich wusste, dass es verboten war: Ich öffnete die unterste Lade des großen Kleiderkastens, in dem das Gewand des Fräuleins lag. In der Lade gab es nichts Besonderes, und als ich ihre Schritte im Vorzimmer hörte, wollte ich sie rasch schließen. Die Lade klemmte jedoch, und ich konnte sie nicht bewegen. In meiner Verwirrung und meiner Angst trat ich zurück an die Wand in die Nähe des Ofens und war zu aufgeregt, um auch nur zu bemerken, dass ich den heißen Ofen berührte und mich verbrannte. „Das ist deine Strafe fürs Schlimmsein“, sagte das Fräulein und schmierte Vaseline auf die roten Flecken auf meinem Hintern, die nun heftig schmerzten. Jawohl, ich verdiente das und es geschah mir recht, so dachte ich, während ich vor Schmerz und Scham weinte.

In meiner Welt gab es zahllose Regeln und Vorschriften, die ein Kind lernen musste ohne sie zu hinterfragen; mehr noch, es lernte gleichzeitig schlimm und gehorsam zu sein.

Die Vorschriften waren willkürlich und oft sinnlos, doch man folgte ihnen, weil die Erwachsenen die Macht und den Willen besaßen, zu strafen. Aus dem Vorfall mit der Lade lernte ich, dass auf Schlimmsein unmittelbar die Bestrafung folgte, dass einen heiße Öfen verbrennen, wenn man sie anrührt, und dass man, wenn man schon schlimm war, gut daran tat, sich nicht erwischen zu lassen.

Andere Arten von Schlimmsein waren komplexer und richteten größeren Schaden an. Von meinem kleinen Zimmer führte eine Tür in den Nebenraum, der damals das Schlafzimmer meiner Eltern war. Manchmal wachte ich in der Nacht auf, weil ich meine Eltern streiten hörte. Ich verstand nicht, was gesagt wurde, doch ich hatte Angst und rief nach ihnen. Einer von den beiden kam dann zu mir, tröstete mich mit leiser, ruhiger Stimme und versicherte, dass nichts Ernstes geschehen war und nur ein böser Traum mich erschreckt haben musste. Es gab aber auch Gelegenheiten, wo ich ebenfalls durch ihre Stimmen erwachte, jedoch nicht nach ihnen schrie, sondern auf Zehenspitzen durchs Zimmer schlich und meine Ohren an die Tür presste. Manchmal konnte ich verstehen, was sie sagten, und einmal hörte ich, wie sie über „das Kind“ sprachen, also über mich. Ich hörte meine Mutter sagen: „Ich werde niemals das Kind hergeben.“

Mein Vater antwortete: „Mama kann sich um sie kümmern“, und mir war klar, dass damit Großmutter gemeint war.

„Niemals. Niemals.“

Ich lief zum Bett zurück und vergrub meinen Kopf unter den Kissen. Ich wollte nicht noch mehr solcher schrecklichen Worte hören. Später erwischte mich das Fräulein beim Horchen an der Tür. „Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand“, hatte sie sofort das

passende Sprichwort parat, wie immer. Ich wurde rot bis hinter beide Ohren. Natürlich, Vater gab mich weg, weil ich schlimm war, und wollte mich der Obhut Großmutters anvertrauen, weil diese streng war. Aber Mutter würde mich nicht aufgeben, niemals.

Ich weiß nicht mehr, wie lange es dauerte, bis ich herausfand, dass meine Mutter schwanger war. Sie hielt meinen Kopf gegen ihren runden, harten Bauch um mich etwas hören zu lassen und sagte, dies würde mein kleiner Bruder werden, und sie fragte, ob es nicht wundervoll sei, dass ich bald einen kleinen Bruder zum Spielen bekommen würde. „Wo ist denn der kleine Bruder jetzt?“ wollte ich wissen.

„In Muttis Bauch, wo auch du warst bevor du geboren wurdest.“ So etwas Dummes musste als Unsinn der Art abgetan werden, den Eltern ihren Kindern aufzischen, wenn sie ihnen nicht die Wahrheit sagen wollen. Was das Fräulein sagte, klang weitaus plausibler, nämlich dass der Storch die Babys brachte, die er zuvor aus dem Kaufhaus holte. „Aber ich werde mein kleines Mädchen immer lieb haben“, sagte Mutter und drückte mich an ihren komischen großen Bauch.

Ich war fünfeinhalb als meine Schwester zur Welt kam. Ich hatte lange und voller Erwartung auf meinen kleinen Bruder gewartet, und nun sagte man mir, dass es keinen kleinen Bruder gab, sondern eine süße kleine Schwester, mit der ich viel besser spielen konnte als mit einem Bruder. War das nicht nett? Nein, das war es nicht, insbesondere da Mutter irgendwo hingegangen war und das Fräulein mir sagte, dass auch sie bald weggehen würde, weil es dann eine Kinderfrau für das Baby geben würde. Die Kinderfrau würde sehr nett sein und würde auf mich aufpassen, mich waschen und zum Spaziergehen führen und auch sonst

alles tun, was das Fräulein für mich getan hatte. Und dann kam Mutter nach Hause, und mit ihr eine Krankenschwester in steifer, weißer Uniform und einem blauen Schleier um den Kopf, und einem Deckenbündel auf dem Arm. Mutter sah komisch aus und begab sich sofort ins Bett. Und als ich das Baby sehen wollte, gewährte man mir einen flüchtigen Blick auf etwas Winziges, Verhutzelt und Rotes, das sich im Deckenbündel befand. Das winzige Ding öffnete seinen Mund und schrie so laut, dass es schlimmer klang als heulende Katzen.

„Dem Baby geht es nicht so gut“, sagte die Krankenschwester, „du darfst ihm nicht nahe kommen. Das Baby muss jetzt schlafen, und du musst ein braves Mädchen sein und ruhig spielen. Und lass deine Mutter sich ausruhen.“

Und so kam es, dass sich alles veränderte und absolut schrecklich wurde. Mein Zimmer wurde mir weggenommen, weil nun Vater darin schlief. Mutter blieb alleine im Elternschlafzimmer. Sie lag die meiste Zeit regungslos in ihrem Bett und weinte oft. Sie war sehr krank. Das neue Kinderzimmer, das ich ab jetzt mit der Kinderfrau und dem Baby teilte, war ein großes, sonniges Eckzimmer neben dem Zimmer meiner Mutter. Ich durfte jedoch Mutters Zimmer nur betreten, wenn sie nach mir rief – was sie nicht tat, weil sie ja so krank war.

Das Baby, meine kleine Schwester, war auch sehr krank. Sie lag hinter einem Vorhang in einer Korbwiege, und ich durfte nicht in ihre Nähe kommen, wegen ihrer Krankheit. Das Baby schrie die ganze Zeit, in der es wach war, manchmal wimmernd, manchmal zornig und schrill. Sie hatte Eiterbeulen am ganzen Körper und sah aus wie die grausige Kröte aus dem Märchen. Jeden Morgen kam der Doktor, und ich wurde hinausgeschickt. „Sei brav und mach

keinen Lärm.“ Ich saß unter dem Piano im Salon und manchmal hinter dem großen Polstersessel in der Bibliothek. Die Bibliothek grenzte auf einer Seite an den Salon und auf der anderen ans Kinderzimmer. Die riesigen Regale voll mit Büchern dämpften den Lärm aus dem Kinderzimmer, und während ich beobachtete, wie die Leute aus- und eingingen, verstand ich sehr wenig von dem, was da vor sich ging. Die Nanny trug Schüssel und Eimer vom Zimmer in die Küche, und hatte beim Zurückkommen saubere Handtücher und ein Tablett bei sich; Vater und der Kinderarzt kamen aus dem Zimmer und sahen besorgt aus. Das Dienstmädchen ging hinein und kam mit einem Eimer voller Ekel erregender gelb-roter Flüssigkeit wieder heraus. Manchmal kroch ich nahe an die Tür, die ins Kinderzimmer führte und nahm meine alte Gewohnheit des An-der-Wand-Horchens wieder auf – und fühlte mich unendlich schuldig dabei – aber niemand sprach über mich. Alle schienen vergessen zu haben, dass ich existierte.

Jeden Tag öffnete der Kinderarzt eine der Beulen auf dem Körper des Babys mit einem scharfen Messer, ließ den Eiter abfließen und wechselte den Verband. Am nächsten Tag nahm er sich die nächste Beule vor. All das hatte einen witzigen Namen, „Furunkulosis“, und vielleicht würde das kleine Schwesterlein sterben. Die Nanny glaubte an wissenschaftliche Erklärungen und war sehr ausführlich beim Beschreiben des Zustandes des Babys. Sie nahm mich sogar mit ins Zimmer, um mir das „arme Baby“ zu zeigen. Wenn man das hübsche, spitzenbesetzte Deckchen von der Krippe nahm, lag da eine mit gelben Bandagen eingewickelte Puppenmumie (der Verband war mit einer Art gelber Heilsalbe durchtränkt), und das einzig Lebendige an ihr war ihr stets zornig dreinschauendes, rotes Affengesicht. „Und nun geh hinaus auf die Veranda

zum Spielen. Ich muss dem armen Baby ein wenig Nahrung einflößen.“

Es war klar: Alle waren Lügner. Sie hatte mir einen kleinen Bruder versprochen, mit dem ich spielen konnte, mir aber stattdessen ein verrücktes, krankes Baby gebracht, das den ganzen Tag schrie und niemals mit irgendjemandem spielen würde. Das Beste wäre, sie würde sterben. Ich dachte, dass Sterben einfach bedeutete, dass sie wegging, weg aus meinem Leben.

Aber dann redeten sie auch immer davon, dass Mutti vielleicht auch sterben würde. Mitzi, die Köchin, und die Nanny sprachen dauernd davon und vergaßen völlig, dass ich dabei war und alles hören konnte. Auch Vater sprach manchmal darüber, meistens um mich zu ermahnen, ruhig zu spielen und nicht zu weinen und nicht um Essen zu bitten, und nicht nach Mutti zu fragen.

Ein anderer Doktor mit einem grauen Bart kam jeden Tag zu Mutti und schnitt an ihr herum. Die Nanny lief in Muttis Zimmer, trug wiederum kleine Wannen und Handtücher hinein, und kam mit Eimern voll Blut und Eiter zurück. Einmal schlich ich mich durch die offene Tür ins Zimmer während der Doktor da war und sah, wie sich der Doktor über Mutters Brust beugte und sie presste; Eiter kam heraus, und Mutter schrie und schrie. Vater wurde zornig, trug mich hinaus und stieß mich in die Küche. „Kannst du nicht brav sein ...“

„Ihre Milch ist schlecht geworden“, sagte Mitzi, „und sie hat sie dem Baby gegeben.“ Dies machte Mutti gewissermaßen zu einer bösen Hexe, die ihr Baby vergiftet hatte, aber mir war das egal, da sie niemals nach mir rief und mich ohnedies vergessen hatte. So ging es wochenlang, vielleicht sogar monatelang. Zu einer Zeit, als es noch keine Antibiotika gab, starben die Frauen

tatsächlich an Kindbettfieber und Brustdrüsenentzündung, und die Babys starben an Infektionen, die sie sich bei ihrer Geburt holten, und die einzigen Heilmethoden, die man kannte, waren Drainage, Wundsalben, heiße Umschläge und Bettruhe. Gesunde kleine Mädchen, die in einer solchen Familientragödie gefangen waren, waren das Letzte, um das sich zu sorgen jemand die Zeit fand.

Also wurde ich schlimm, schlimmer als jemals zuvor. Manchmal vergaßen sie eine Mahlzeit, und dann schrie und quengelte ich; manchmal verweigerte ich das Essen, das sie mir vorsetzten. Schickte man mich aus einem Zimmer, blieb ich einfach stehen, und wenn man mich dann hinaustrug, schlug ich beißend und kratzend um mich. Ich weinte dem Fräulein nach, das sich drei Jahre lang um mich gekümmert und mich schließlich auch verlassen hatte. Ich mochte die Kinderfrau nicht, und sie mochte mich auch nicht. Als ich mich eines Tages wieder einmal wild aufführte, schlug sie mich mitten ins Gesicht und danach aufs Hinterteil. Fortan fürchtete ich mich vor ihr und war brav und folgsam, denn es war das erste Mal, dass mich jemand geschlagen hatte.

Mutter war die Erste, die sich schließlich so weit erholte, dass sie außer Gefahr war. Der Doktor kam nur mehr zweimal die Woche, schnitt nicht mehr an ihr herum, und kam dann überhaupt nicht mehr. Mutter, die immer noch ziemlich schwach war, saß mit einer warmen Decke über den Schultern in einem Polstersessel. Hie und da ließ sie mich in ihr Zimmer und erlaubte mir, nah an ihrem Sessel am Teppich zu spielen. Es fühlte sich beinahe an wie in der guten alten Zeit.

Auch der Zustand des Babys besserte sich, nachdem vierundsechzig Eiterbeulen aufgeschnitten worden waren – die Kinderfrau prahlte mit der Zahl, als ob es eine